

Wachsendes Bedürfnis nach Orientierung

Eine Herausforderung für kirchliche Kinder- und Jugendarbeit

Gerhard Kruij

In einer von Norbert Huppertz erstellten Jugendstudie der Stadt Neuenburg (1996) wurde u.a. erfragt, in welchem Maße bestimmte Bedürfnisse von Jugendlichen befriedigt würden. Bei allen methodischen Schwierigkeiten einer solchen Erhebung war das Ergebnis doch eindeutig. Die schlechtesten Werte ergaben sich für das „Bedürfnis nach Orientierung“¹. Sein Erfüllungsgrad wurde mit 63 % angegeben, während beispielsweise die Bedürfnisse nach Anerkennung (89 %) oder Zuwendung (94 %) sehr viel höhere Werte erzielten.

Wenn es in der aktuellen Konzeptdiskussion der Jugendarbeit eine „Wiederentdeckung der Pädagogik“² gibt, so hängt das auch damit zusammen, daß es für Kinder und Jugendliche heute sehr viel schwieriger ge-

chen Anliegen gekennzeichnet, daß (v.a. männliche) junge Menschen in der „Kontrollücke“ zwischen Schule und Militärdienst davor bewahrt werden sollten, „haltlos“ zu werden und die Jugendphase als Übergangs-

Heute, in der „radikalisierten Moderne“, wird das Problem der „Orientierung“ dramatisch verschärft. Die Flexibilitäts- und Mobilitätsanforderungen der „ersten Moderne“ konnten noch dadurch aufgefangen werden, daß sich eine „Normalbiographie“ herausbildete, die dem einzelnen zumindest die Möglichkeit gab, die Vielfalt der Erfahrungen, Ereignisse und Orte seines Lebens in das Schema eines standardisierten Lebenslaufs einzubetten und sich in den jeweiligen Lebensphasen an denen zu orientieren, die sich im selben Abschnitt befanden. In diesem Kontext gehört auch die Herausbildung einer

worden ist, die spezifischen „Entwicklungsaufgaben“ ihrer Lebensphase zu bewältigen. Das Bild, das man sich in der Öffentlichkeit von „der Jugend“ macht, ist immer weniger von einer zukunftsweisenden und gesellschaftsverändernden Vorreiterrolle der Jugend als vielmehr von einer bei ihr wahrgenommenen Ratlosigkeit, Unsicherheit, Realitätsflucht, Verweigerung und als Konsequenz davon Anfälligkeit für fundamentalistische Strömungen oder gar Gewaltbereitschaft geprägt.

Das Bild einer orientierungslosen Jugend und der Ruf nach Orientierung sind aber durchaus auch kritisch zu betrachten. Sie haben eine lange Tradition. Bei ihrer Entstehung Ende des letzten Jahrhunderts waren „Jugendfürsorge“ und später auch „Jugendpflege“ von dem obrigkeitsstaatli-

phase nicht mit einer gelungenen Integration in die Erwachsenenwelt erfolgreich abzuschließen.

Damals suchten viele Konzepte, die Jugendlichen in eine vorgegebene Erwachsenenwelt einzugliedern. Die dabei vorherrschende Defizitorientierung scheint noch in dem berühmten Satz von Herman Nohl hindurch, nicht diejenigen Probleme, die der Jugendliche macht, sondern diejenigen, die er hat, sollten in den Mittelpunkt gerückt werden. Dahin darf man auch heute angesichts neuer Orientierungsprobleme nicht mehr zurück. Mit emanzipatorischen Konzepten wurden in den 60er und 70er Jahren Jugendliche als Kräfte der Veränderung, als Subjekte der Befreiung von gesellschaftlichen Zwängen angesehen – bis hin zur Idealisierung.

eigenen Jugendphase zur Vorbereitung auf das Leben als Erwachsener. Heute sind traditionelle soziale Milieus weiter erodiert, die starren Geschlechterrollen lösen sich auf, die Gleichaltrigenkontakte sind in eine Vielfalt von Szenen und Unterszenen aufgesplittert, der Einstieg ins Berufsleben verschiebt sich, die Jugendphase „franst aus“, es wird zur individuell zu bewältigenden Aufgabe eines jeden einzelnen, seine eigene „Bastelbiographie“ zusammenzustellen und darin eine „patch-work-Identität“ auszubilden. Die Jugendphase hat ihren Sinn als Vorbereitungszeit auf das Erwachsenenleben verloren. Insofern ist es nicht nur die Krise der Arbeitsgesellschaft, die die Jugend erreicht hat (Shellstudie 1997), sondern die ganze „Ambivalenz der Moderne“ (Zygmunt Baumann), die auch die Jugendphase entscheidend verändert.

Muß angesichts einer desintegrierten Gesellschaft jedes sozialintegrative Anliegen von Jugendarbeit aufgegeben werden? Wie können junge Menschen lernen, sich selbst und andere zu verstehen in einer Gesellschaft, die sich selbst nicht begreift? Eine Orientierung an „festen Vorgaben“ für moralische Normen, an einem bestimmten Kanon gesellschaftlich relevanten Wissens oder die Festlegung auf bestimmte Berufsziele erscheinen im Kontext dieser Gesellschaft als genauso problematisch und unrealistisch wie das Sich-Einlassen auf einen einzigen Lebenspartner oder die Vorstellung, sein Leben an einem einzigen Ort zu verbringen.

Junge Menschen verhalten sich „rational“, wenn sie ihre heute gelebte Gegenwart nicht mehr der Vorbereitung auf eine ungewisse Zukunft unterordnen, wenn sie nicht

die sogar für sie selbst womöglich schon gar keine Orientierung mehr darstellen.

Der „Zehnte Kinder- und Jugendbericht“ (1998) stellt fest, daß die Individualisierung der Lebensläufe und die Pluralisierung der Lebenslagen bereits weit in die Kindheit hinein das Aufwachsen bestimmen und schon von Kindern verlangen, sich in einer Welt wachsender Normenvielfalt, enttraditionalisierter Lebensformen, multikultureller Sozialräume und unübersichtlicher Konsum- und v.a. Medienangebote zurechtzufinden, wobei dies besonders für diejenigen mit besonderen Schwierigkeiten verbunden ist, die auf Grund der Armut ihrer Eltern oder anderer beeinträchtigender Lebensumstände mit deutlich weniger Ressourcen ausgestattet sind als die Mehrheit der Aufwachsenden. Nicht immer werden den Kindern tragfähige und weiterführende Antworten angeboten auf ihre philosophischen und religiösen Fragen, die in diesem Bericht ebenfalls sehr eindrucksvoll beschrieben sind.

Unterstützung bei der Suche nach Orientierung von Kindern und Jugendlichen kann aber nur zu einem kleinen Teil darin bestehen, philosophische und theologische Antworten zu produzieren, auch wenn diese im Entwicklungsprozeß und in der Auseinandersetzung mit der Welt der Erwachsenen durchaus auch ihren Ort haben sollen. Entscheidend ist die Unterstützung und Entwicklung der Fähigkeit zur eigenständigen Entdeckung und Entwicklung von Orientierungen im Sinne einer kreativen, kritischen und konstruktiven „Aneignung“ der Erwachsenenwelt durch die Kinder und Jugendlichen, begleitet und getragen von Beziehungen, die sowohl Halt geben, die Offenheit ermöglichen, die Identifikation erlauben, aber auch Anders-Sein zulassen. Es ist nicht schwer, sich zu vergegenwärtigen, was Kinder und Jugendliche dazu brauchen.

mehr den Erziehungszielen ihrer Eltern entsprechend früh eine bestimmte Identität entwickeln, sondern sich für möglichst viele Eventualitäten offenhalten. Es ist offenbar heute tatsächlich nutzlos geworden, „erwachsen“ zu werden, zumindest im traditionellen Sinn dieses Begriffs (vgl. den schon 1985 erschienen Titel „Von der Nutzlosigkeit erwachsen zu werden“ von Georg Heinen und Uwe Koch³⁾). Auch die Eltern sehen sich heute immer wieder mit der Herausforderung konfrontiert, sich neu und anders zu orientieren, sei es im Beruf, im Hinblick auf einen neuen Lebenspartner oder weniger dramatisch hinsichtlich neu zu erwerbender Kenntnisse zur Bewältigung des technisierten Alltagslebens, wo ihre Kinder ihnen meist haushoch überlegen sind. Und es nützt den Jugendlichen nichts, wenn die Eltern ihnen ihre eigenen Orientierungen aufdrängen,

Kinder und Jugendliche brauchen Räume, in denen sie sich treffen können, ohne darin beschult, trainiert, verzweckt oder sonstwie bearbeitet zu werden. Das Konzept sozialräumlicher Jugendarbeit bleibt weiterhin relevant. In diesen Räumen können Jugendliche Beziehungsnetze zu Gleichaltrigen aufbauen und pflegen, in denen sie Einsamkeit überwinden, ihre eigene Kreativität entwickeln und Zugehörigkeit finden können. Räume und Beziehungen können von außen gestützt und gefördert, entsprechende Ressourcen bereitgestellt werden. Insofern dabei relativ überschaubare sozialräumliche Gegenseitigkeits- und Bindungsstrukturen gefördert werden, kann man von einer „Pädagogik der Milieubildung“ sprechen, wobei in der nicht unproblematischen Verwendung des Milieubegriffs nicht übersehen werden darf,

daß es sich hier nicht um den Versuch handeln kann, traditionelle Sozialmilieus gegen Erosion zu schützen, noch darum handeln darf, gegenmoderne, autoritäre oder regressive Milieus (Fundamentalismus, Sekten etc.) aufzubauen, in denen die Jugendlichen gerade nicht einen Halt finden, der sie befähigt, sich in der Moderne aktiv-konstruktiv zurechtzufinden. Es geht um den Aufbau offener, demokratischer Milieus im Sinne von Beziehungsnetzen, die Halt geben und dadurch Offenheit ermöglichen.

Für diese Beziehungsnetze spielen Personen eine entscheidende Rolle, zunächst vor allem die peer-group der Gleichaltrigen, die als emotionale Stütze und manchmal auch kritischer Spiegel für die Entwicklung einer eigenen Identität unverzichtbar bleibt. In jüngster Zeit wird aber auch wieder deutlich,

wie sehr Jugendliche „relevante Erwachsene“ als Modelle der Orientierung brauchen. Je weniger bestimmte Normen, angelernte Wissenskomplexe, standardisierte Lebenslaufmodelle oder traditionelle Lebensbilder heute eine Orientierungsfunktion übernehmen können, um so wichtiger werden Personen, die zeigen können, daß und wie sie selbst nach Orientierung suchen, um ein „eigenes Leben“ zu führen. Jugendliche brauchen Erwachsene als Personen, anhand derer sie sich ein Bild von der Erwachsenenwelt machen können, als Personen, die ihnen den Ablösungsprozeß von ihren Eltern erleichtern, als Personen, die sie ebenfalls als Personen anerkennen und wertschätzen. Dabei kann natürlich nicht die je besondere Gestalt des „eigenen Lebens“ dieser Erwachsenen zum Modell werden, sehr wohl aber die Art und Weise, wie diese Person

mit dem Problem der Orientierung umgeht, wie sie sich mit sich selbst und ihrer Umwelt auseinandersetzt, wie sie Beziehungen gestaltet, sich und andere als Person ernstnimmt. In diesem Sinn muß der „pädagogische Bezug“ (Hermann Nohl) wiederentdeckt und wieder stärker in den Mittelpunkt gestellt werden. Jugendarbeit ist „Beziehungsarbeit“ von „Personen“.

An dieser Stelle wird noch einmal die bleibende Aktualität des Synodenbeschlusses „Ziele und Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit“ deutlich. Er steht für den „diakonischen“ Ansatz der Jugendarbeit, in dem es nicht um die Probleme geht, die Jugendliche machen, sondern um die, die sie haben, wobei das Ziel darin besteht, nicht sie in eine bestimmte Richtung zu drängen, sondern sie in der Entdeckung ihres eige-

Personwerdung und Identitätsfindung fördern. Natürlich sind auch Jugendliche selbst im Sinne des Synodenbeschlusses „personales Angebot“, an dem sich andere orientieren. Darüber hinaus suchen Jugendliche aber auch Erwachsene, die ihnen nicht in funktional verzweckten Zusammenhängen, sondern als Personen begegnen, wobei es sich gar nicht nur um für die Jugendarbeit spezialisierte Hauptamtliche handeln sollte.

Auf der Basis des Synodenbeschlusses gibt es im Bereich kirchlicher Jugendpastoral hervorragende Konzepte und an vielen Orten dementsprechend auch eine sehr gute Praxis. Doch scheint mir diese Praxis akut gefährdet. Vielfach wird aus finanziellen Gründen an dem so notwendigen „personalen Angebot“ durch hauptberufliche Mitarbeiter/innen in der Jugendarbeit gespart, sei es dadurch, daß Stellen gestrichen oder nicht wiederbesetzt werden, sei es auch dadurch, daß diesen Mitarbeitern/innen zu wenig die Möglichkeit gegeben wird, ihre höchst anspruchsvolle „Beziehungsarbeit“ zu reflektieren und durch eigene Persönlichkeitsentwicklung zu verbessern. Wichtig ist aber auch, daß Jugendliche in der Kirche nicht nur den auf sie spezialisierten Jugendarbeitern/innen begegnen, sondern daß sie auch mit anderen Erwachsenen, die als „normale“ Christen auch einem „normalen“ Beruf nachgehen, die Erfahrung machen, als Personen ernstgenommen zu werden und in personaler Beziehung Sorgen und Nöte, Freude und Hoffnung und nicht zuletzt den Glauben oder auch Glaubenszweifel miteinander zu teilen.

Kirchliche Gemeinden stehen aber in der Gefahr, mehr und mehr in Cliquen und Sektoren zu zerfallen, die füreinander kaum mehr offen sind, so daß Jugendlichen in den Gemeinden immer weniger Erwachsene als „personales Angebot“ zur Verfügung stehen, geschweige denn, daß Jugendliche die Chance hätten, diese Welt der Erwachsenen tatsächlich mitzugestalten und zu verändern.

Eine dritte, sehr viel grundlegendere Gefährdung einer Praxis, die der Selbstorientierung durch Jugendliche dient und dadurch wirklich zu einer „Orientierungshilfe“ wird, sehe ich darin, daß es zumindest der katholischen Kirche offenbar immer weniger gelingt, die „Ambivalenz der Moderne“ im Vertrauen auf die Wege, die Menschen durch diese Ambivalenzen hindurch finden können, auszuhalten. In vielen Fällen ist der Ruf nach „Eindeutigkeit“ eine Flucht vor der Realität und ein Zurückweichen vor den Herausforderungen der Gesellschaft, in der Kirche heute leben muß, wenn sie sich nicht in ein Ghetto

einschließen will. Viel zu schnell wird heute der Rückzug aus Aktivitäten propagiert, die sich nicht auf den ersten Blick und eindeutig als „kirchlich“ ausweisen lassen. Der Konflikt um die Schwangerenkonfliktberatung ist dafür nur ein wenn auch besonders bedrückendes Beispiel.

Aber das Aushalten von Ambivalenzen und der konstruktive Umgang mit ihnen, gerade auch im Konfliktfall, ist eine wesentliche Tugend für Menschen, die in der Moderne als Christen Zeugnis von ihrem Glauben geben wollen. Wenn die Kirche und die Christen diese Tugend nicht stärker entwickeln, werden sie für Jugendliche in der heutigen Zeit kaum mehr eine Orientierungshilfe darstellen können. Kirche und Christen könnten aber auch entdecken, daß sie für die Entwicklung dieser notwendigen Tugend gerade in der

nen Lebensweges zu unterstützen. Das Ziel besteht in dieser Grundhaltung des Dienstes darin, eine Orientierung im subjektiven Sinn durch den Jugendlichen selbst und nicht für ihn und anstelle von ihm zu ermöglichen. Das gelingt im Verständnis des Synodenbeschlusses eher selten und bruchstückhaft durch Angebote bestimmter inhaltlicher Glaubensaussagen, moralischer Normen oder äußerer Formen des Glaubenslebens, sondern in erster Linie durch ein überzeugendes „personales Angebot“. Nur Personen mit ihrem glaubwürdig gelebten „eigenen Leben“ können in der Selbstorientierung helfen. Der „Hunger nach Person“, von Hartmut von Hentig verstanden als die Sehnsucht von Jugendlichen, selbst zu einer personalen Identität zu finden, ist damit zugleich ein „Hunger nach Personen“, die über verlässliche Beziehungsnetze

Begegnung mit Jugendlichen einiges lernen könnte. Auch in diesem Sinne könnte die Jugend die Zukunft der Kirche sein. ■

Literatur

- ¹ Huppertz, Norbert: Jugend und Jugendarbeit heute. Partialholistische Studie der Stadt Neuenburg. Oberried: PAIS-Verlag, 1996 (Freiburger Schriften zur Sozialpädagogik), S. 44.
- ² Böhnisch, Lothar; Rudolph, Martin; Wolf, Barbara (Hrsg.): Jugendarbeit als Lebensort: Jugendpädagogische Orientierungen zwischen Offenheit und Halt. Weinheim/München: Juventa, 1998 (Dresdener Studien zur Erziehungswissenschaft und Sozialforschung).
- ³ Reinbek bei Hamburg: rororo, 1985.